

Volk, sondern einem Kreis von auserwählten Zeugen, die in visionärer Schau ihn in seiner *doxa* sehen durften und seiner sie neu beauftragenden *kyriotes* gewiß wurden“ (S. 249).

Auf diesem Grund baut sich der Auferstehungsglaube auf (Kap. IV), der für Grass Glaube an den auferstandenen, lebendigen Herrn, nicht an den Auferstehungsvorgang und die Erscheinungen ist (dagegen F. Mussner, in: Tr. Theol. Zeitschr. 76 (1961), 189, der von Röm 10, 9 her auch den Glauben an die Tatsache der Auferstehung als Vorgang festhalten möchte).

Grass Lösung hat, mögen sich die Einzelergebnisse auch noch manche Korrekturen gefallen lassen müssen, sicherlich auf den rechten Weg in der Betrachtung der Osterberichte und des Ostergeschehens geführt.

Rudolf Pesch

Pierre Grelot: Sens chrétien d l'Ancien Testament. Bibliothèque de Théologie, Serie I, Vol. 3. Tournai 1962. Desclée. 540 Seiten.

Der Verfasser, Professor am Institut Catholique in Paris, stellt in seinen einführenden Worten sein Werk vor als „esquisse d'un traité dogmatique“. Kurz zusammengefaßt: es geht dem Verfasser darum, die Stellung des Alten Testaments im göttlichen Heilsplan darzustellen. Die Ergebnisse der modernen Bibelwissenschaft sollen hierbei vorausgestellt werden und somit den Ausgangspunkt geben.

Grelot versucht die Aufgabe in sieben Kapiteln zu meistern. Das 1. Kapitel behandelt, als Einleitung des Traktats, unter der Überschrift „Aux sources de la doctrine“ die Verwendung bzw. Stellung des Alten Testaments im Neuen und das „Problem“ des Alten Testaments in der christlichen Theologie überhaupt. Die Kapitel 2–6 stellen den Hauptteil des Traktates dar, wobei das 2. Kapitel vom Alten Testament im Heilsplan Gottes handelt. Der Verfasser fragt hier nach dem Wesen des Heilsplans und nach den Etappen seiner Verwirklichung. Das 3. Kapitel erarbeitet das Verhältnis zwischen Altem Testament und Mysterium Christi, während die Kapitel 4–6 das Alte Testament als Gesetz, Geschichte und Verheißung zu verstehen suchen. Im 7. und abschließenden Kapitel geht es Grelot um die christliche Interpretation des Alten Testaments, wobei er die Probleme einer solchen Interpretation in sich und die eines verschiedenartigen Schriftsinns behandelt.

Überaus aner kennenswert ist die umgreifende Arbeit, die der Verfasser mit seinem Werk auf sich genommen hat, umfaßt sie doch in einem Bibelwissenschaft, historische Theologie und Dogmatik. Ebenso verlangt der Versuch als solcher dankenswerte Anerkennung, da eine Einführung des Alten Testaments auf breiter Ebene in die katholische dogmatische Theologie, wie der Autor auch selbst betont, weitestgehend ausstand. Diesem Mangel möchte Grelot Abhilfe schaffen, und hierin liegt ein unbestreitbares Verdienst seines Werkes.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem solchen Versuch sehr tiefgreifende Fragen aufbrechen, deren Umfang und Bedeutung wir hier nicht einmal annähernd skizzieren können. So mag z. B., um das nur anzudeuten, fraglich bleiben, ob man dem Autor bei der Gewinnung seiner „principes fondamentaux“ hinsichtlich seiner Methode folgen kann. Niemand wird bestreiten, daß es eine „göttliche Pädagogik“ gibt und daß diese in der Verwirklichung des Heilsplans ihren Ausdruck findet. Damit ist aber noch nicht gesagt, ob und wie wir Einblick in sie erhalten können! Wird ein solches Prinzip aus dem Neuen Testament erhoben mit dem Anspruch, daß die historisch-kritische Methode zu seiner Gewinnung grundlegend sei, dann wird die saubere und überzeugende Einzelanalyse über die Möglichkeit der Aufstellung eines solchen Prinzips zu entscheiden haben. Hier wird man sich nicht so leicht über die Bedenken hinwegsetzen können, die einem kommen, wenn man sieht, wie stark schematisierend der Autor die verschiedensten Stellen aus recht verschiedenen Schriften des Neuen Testaments zusammenordnen muß, um ein „Prinzip“ gewinnen zu können. Müßte hier nicht stärker beachtet werden, daß das Neue Testament nicht in jeder Hinsicht eine „Einheit“ darstellt, von der man in beliebiger Weise ausgehen kann? Und für unsern Fall: „Stellung“,

„Verwendung“, „Bezug“ gewisser alttestamentlicher Stellen im Neuen Testament — das sind selbst schon wieder sehr vielschichtige Begriffe, die auf noch komplexere Größen weisen, und es ist sehr ernst die Frage zu stellen, ob wir die einen wie die andern heute schon genügend „im Griff“ haben, um zu so verbindlichen Generalisierungen kommen zu können.

Die vorausgeschickten Bemerkungen wollen in keiner Weise den großen theologischen Wurf des Autors herabsetzen. Sie möchten vielmehr zeigen, daß der Verfasser sich in der vorersten Linie theologischer Diskussion befindet!

Odilo Kaiser O.P.

Ingo Hermann: Begegnung mit der Bibel. Eine Einübung. Düsseldorf 1962. Patmos-Verlag. 144 Seiten.

„Dieses Buch ist für alle geschrieben, die das Neue Testament mit Gewinn und Freude und ohne Ängstlichkeit lesen wollen“ (S. 7), schreibt der Verfasser, Studentenpfarrer in München, ins Vorwort seiner Einübung in das biblische Denken, die sich durch methodisches und pädagogisches Geschick gleichermaßen auszeichnet. Der aufgeschlossene Leser erlernt die Fertigkeit, beim Studium der Bibel selbständig weiterzukommen, er lernt nach den Bedingungen der Interpretation historischer Zeugnisse der Sprache überhaupt fragen (Kap. I); mit dem Wissen um die Bedingungen theologischen Redens erschließt sich ihm die mythologische Symbolsprache der Bibel, er lernt Darstellungsform und Aussageabsicht unterscheiden (Kap. II); er wird über die Eigenart der Evangelien als Verkündigungsschriften unterwiesen und in die Kerygma und Prophetie verbindenden johanneischen Schriften (Evangelium und Apokalypse) eingeführt (Kap. III), schließlich in die theologische Werkstatt Pauli eingelassen (Kap. IV). Die Stufen führen über die Fragen nach dem „Verstehen“, „die Bezeugung des Glaubens in der Bibel“ (Evangelien) zur „Deutung und Durchdringung“ (Paulus). Die Hinführung zu den einzelnen neutestamentlichen literarischen Gattungen geschieht also im Rahmen größerer Sinnzusammenhänge; die aktuellen Probleme der heutigen Exegese wie Entmythologisierung und Geschichtlichkeit, verkündigender und verkündigter Christus, werden nicht übergangen, sondern jeweils im Gang der Einübung in der gebotenen Kürze offen und weiterführend besprochen. Die notwendigen Daten der Einleitungswissenschaft kommen bei der Besprechung der einzelnen Schriften zu ihrem Recht.

Hermann vermag vor allem — und das mag das Büchlein gerade vielen unsicheren Bibellesern empfehlen — überzeugend darzutun, daß eine Betrachtung der Bibel im Sinne der historisch-kritischen Exegese der Erbauung nicht hinderlich ist (S. 14), daß sie im Gegenteil durch Zweifel und Ungewißheit hindurch „zur Vertiefung des Glaubens in jene Freiheit und Kühnheit hinein, die aus dem gehorsamen Hinhorchen auf die apostolische Verkündigung ermöglicht wird“ (S. 52), führt.

Die Einübung geschieht an einer Reihe kleiner Beispiele. Hermann scheut dabei auch schwierige Exempla nicht, erklärt etwa die Dämonenaustreibungen „geschichtlich als wirklich geschehene Machttaten Jesu am Menschen“ (S. 48), aber nicht auf der Ebene „platter Historizität“, sondern in einer analogen Interpretation des Selbst- und Weltverständnisses der Bibel.

Rudolf Pesch

Joachim Jeremias: Nochmals: Die Anfänge der Kindertaufe. Eine Replik auf Kurt Alands: „Die Säuglingstaufe im Neuen Testament und in der alten Kirche.“ München 1962. Chr.-Kaiser-Verlag. Theologische Existenz heute. Nr. 101.

Das Problem ist folgendes: Aus den beiden ersten Jahrhunderten gibt es keine direkten Zeugnisse für die Kindertaufe; die direkten Quellenaussagen setzen erst mit Tertullians „De baptismo“ (200/06 n. Chr.) ein. Über diesen Sachverhalt gibt es keinerlei Meinungsverschiedenheiten. Die Frage, um die es in der Kontroverse Jeremias-Aland geht, lautet: Wie hat die kirchliche Praxis in bezug auf die Kindertaufe bis 200 n. Chr. ausgesehen?

Jeremias hatte in seiner Arbeit „Die Kindertaufe in den ersten vier Jahrhunderten“ (1958) den Nachweis versucht, daß die indirekten Quellen aus den beiden ersten Jahrhunderten die Kindertaufe für die Frühzeit der Kirche zumindest nicht ausschließen, daß es im Gegenteil manche Anhaltspunkte gibt, die auf eine solche Übung begründet schließen lassen.

Aland hat dagegen 1961 die alte *communis opinio* verteidigt, die Kindertaufe sei erst in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts aufgekommen.

Jeremias hat nun „nochmals“ seine Thesen dargelegt, etwa daß bei Übertritt ganzer „Häuser“ zum christlichen Glauben in neutestamentlicher Zeit auch die Kinder getauft worden seien. Jeremias' Methode, vom NT und seiner Umwelt her fortschreitend zu argumentieren, scheint der Problematik angemessener als der alte Weg von den ersten direkten Zeugnissen in die frühere Zeit zurück, den Aland beschreitet.

Die Aktualität erhält die Kontroverse durch die jüngste Diskussion um die heutige Praxis der Kindertaufe in der evangelischen Kirche, insbesondere in Mitteldeutschland. Neben der Diskussion der Taufpraxis im Neuen Gottesvolk verdienen die Beobachtungen und Zusammenstellungen über die Wendung und den Inhalt von *bet*, *Haus*, *Familie* (S. 13 ff.) in der Welt des Alten Testaments die Beachtung unserer Leser.

Rudolf Pesch

Joachim Jeremias / Hermann Strathmann: Die Briefe an Timotheus und Titus. Der Brief an die Hebräer (Das Neue Testament Deutsch 9). Göttingen 1963. Verlag Vandenhoeck u. Ruprecht. 162 Seiten.

Die rasche Folge der Auflagen des NTD ist die beste Empfehlung dieses für einen breiten Leserkreis geschriebenen Kommentarwerkes. Beide Erklärer verstehen es, in einer einfachen und schönen Sprache das Wesentlichste zu sagen. Die Leser dieser Zeitschrift dürften u. a. die prägnanten Exkurse von J. Jeremias über die Verwurzelung des Jesutitels „der Heiland“ im Judentum (S. 45) und „Das Urteil des Apostels über das AT“ (S. 55) interessieren. Gerade bei J. Jeremias spürt man auf Schritt und Tritt den ausgezeichneten Kenner des jüdischen Mutter- und Wurzelbodens des Christentums.

A. V.

Theoderich Kampmann: Das Geheimnis des Alten Testaments. Eine Wegweisung. München 1962. Kösel. 360 Seiten. Das Alte Testament ist für viele, vielleicht die meisten Katholiken ein unbekanntes Land. Ohne eine „Wegweisung“ werden sie sich dort niemals zurechtfinden. Um den Wegweisern, den Katecheten, zu helfen, hat Th. Kampmann über das „Geheimnis des Alten Testaments“ geschrieben. Sein wertvolles Buch wird aber auch allen anderen, die das AT verstehen wollen, den Zugang ungemein erleichtern.

Nach allgemeinen Erwägungen über die kerygmatische Verwendung des AT wird am Beispiel der Genesis aufgezeigt, wie aus dem Text die Botschaft herauszuhören ist. Wichtig ist vor allem, falsche Fragen zu vermeiden; denn auf falsche Fragen kann auch der heilige Text keine richtigen Antworten geben. Dabei geht der Verfasser mit erfrischender Deutlichkeit ans Werk. So schreibt er anläßlich der Sintflut: „Die Argumente, die für oder gegen die planetarische Universalität der Flut sprechen, verlohnen nicht eine ausführliche Diskussion“ (235). Desto bestimmter wird der Leser auf das Wesentliche hingeführt: „Der Gerichtscharakter der großen Flut ist gemeint. Und gemeint ist die Fähigkeit, das Ereignis als von Gott gestiftetes Zeichen zu sehen. Gemeint ist endlich, die besondere Art in den Blick zu nehmen, nach der Noe und die Seinen gerettet werden“ (235 f.). Darin liegt das große Verdienst des Verfassers; er zeigt dem Suchenden durch alles Geröll hindurch die Adern lebendigen Wassers, von dem auch der heutige Christ noch trinken kann.

Ebenso wertvoll sind die allgemeinen Bemerkungen im ersten Teil des Buches. Das Wort vom „Offenbarungsfortschritt“, oft strapaziert und falsch gebraucht, wird so gedeutet, daß es dem alttestamentlichen Anfang gerecht wird und ihm seine Bedeutung läßt; und im folgenden Abschnitt über die „bleibende Aktualität des Alten Testaments“ wird darüber sehr

Tiefes gesagt (45 f.). Sehr glücklich ist der Hinweis auf die alten Mythen und Märchen aus dem Heidentum. Wie der Katechet sich ein tieferes Verständnis der Bibel erwerben muß, so kann es ihm nichts schaden, auch die eigentliche Wahrheit des Märchens und des Mythos aufzuspüren. Erst wenn man deren Aussagen ernst genommen hat, kann man durch Vergleich die Verschiedenheit und Einmaligkeit der Offenbarung erkennen (111 ff.). Die Ausführungen über das Gesetz des Alten Bundes räumen mit immer wiederholten Vorurteilen auf und zeigen sehr gut seine Eigenart und seinen bleibenden Wert.

Es ist hier unmöglich, alle wertvollen Anregungen, die das Buch gibt, auch nur zu nennen. Man möge das Buch selbst in die Hand nehmen und es sorgfältig studieren.

Natürlich wird man auch einiges finden, das weniger zusagt. So ist der sprachliche Ausdruck nicht immer einfach und genau. Wortbildungen wie „dämonial“ (221) und „äviternal“ (29 u. ö.) sind weder schön noch notwendig. Die Judenfrage ist sicher etwas Einmaliges; aber wird man sie deswegen einen „voluminösen Findling“ nennen (107)? Muß man, um zum wesentlichen Punkt zu kommen, „die Klimax hinsichtlich der spezifischen Differenz kerygmatischer Schriftinterpretation erreichen“ (29)? Auch sind die Bilder bisweilen sehr kühn. Gehört es wirklich zu den „*lacrimae rerum*“, „daß die warnenden Stimmen in der Wüste verhallten“ (104)? Und soll man den „sich gnädig offenbarenden Gott“ als „Nerv der alttestamentlichen Offenbarung“ bezeichnen (54)? Der Ausdruck „pagane Gottesführung“ legt nicht unbedingt nahe, daß Gott auch die Heiden führt (111 u. ö.). Ich muß gestehen, daß mir bei dem Abschnitt über die „sexuelle Ethik“ im Alten Testament (66 f.) weder deutlich wurde, worin das Problem liegt (es ist mehr als eines denkbar!), noch wie der Verfasser es zu lösen gedenkt. Zumindest mißverständlich ist auch die einfache Feststellung: „Leider kennen wir den mann-weiblichen Personenbezug nur in seiner Perversion“ (160). — Übrigens würde wohl nicht jeder Exeget sich darauf beschränken wollen, „quellenkundliche, literarkritische (was ist der Unterschied zwischen beiden?) und semitologische Erkenntnisse zum besten zu geben“ (169).

Es liegt in der Art einer Schrift wie dieser „Wegweisung“, daß sie vereinfachen muß. Aber es muß daraus nicht ein unbekümmertes Pauschalurteil werden. Mit Staunen erfährt man, daß „gegenwärtig“ die „meisten Exegeten“ die Gottesöhne in Gn 6 für Sethiten und die Menschentöchter für Kainitinnen halten (216 f.). Man hat den Verdacht, daß in diesem Fall nicht allzuviel Exegeten befragt worden sind. Hin und wieder ist, trotz der gegenteiligen Beteuerung, der „schlichte Wortsinn“ der Exegese etwas strapaziert worden. So bedeutet hebräisch ‚Olam‘ (nicht: Holam) zwar, wenn man so will, zugleich „Weltzeit“ und „Ewigkeit“; nur darf man diese Ewigkeit nicht im Sinne Augustins verstehen (250 f.). Dessen „aeternitas“ ist dem AT ganz fremd, auch dem Schöpfungsbericht (143 f.). ‚Abel‘ bedeutet zwar ‚Hauch‘, schließt aber, im Unterschied zu ‚Ruach‘, nie „das Element des Ewigen“ ein (194). Auf der anderen Seite „klingt“ „Gottes Allmacht“ in Gn 1 nicht nur an (142), sondern gehört zum Kern der Botschaft; ein „musikalisches Ohr“ genügt, wie es scheint, nicht in jedem Fall, „um die tragenden Motive“ zu entdecken (54). Wer an die Geschichtlichkeit des Paradieses weniger fest glaubt als der Verfasser, hält es deswegen nicht schon für eine „Phantasmagorie des Schreibers“ (154); das ist eine unfaire Unterstellung. Andererseits hat „man“ nicht zwei der vier Paradiesesströme „als Euphrat und Tigris agnosziert“, sondern der Text selbst nennt sie so (154).

Auch in der Behandlung der Geschichte Israels finden sich einige Sorglosigkeiten. Die Edomiter waren zur Richterzeit keine „zügellosten Nomaden“ mehr (71); der Vergleich zwischen der vorköniglichen und königlichen Epoche ist recht lapidar (78); in Alexandrien gab es nie eine Million Juden, und Elephantine war gewiß keine typische Judenkolonie in der „heidnischen Diaspora“ (was ist das übrigens?) (95), sondern eine sehr eigenartige. — „Über die lehramtlichen Entscheidungen“ bezüglich des Pentateuch „informiert“ — der Leser sei gewarnt! — keineswegs „nach wie vor am besten A. Bea,